

---

ALEXANDER EMMERICH

---

# DIE INDIANER NORDAMERIKAS

---

GESCHICHTE  
KULTUR · MYTHOS

---



THEISS

Alexander Emmerich

# Die Indianer Nordamerikas

Geschichte, Kultur, Mythos

**Bibliografische Information Der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Umschlaggestaltung: Stefan Schmid Designn, Stuttgart, unter Verwendung eines Fotos von picture-alliance / akg-images (*Apsaroke-Crow zu Pferde* von Edwards S. Curtis, um 1908)

© 2011 Konrad Theiss Verlag GmbH, Stuttgart

Alle Rechte vorbehalten

Lektorat: Thomas Theise, Regensburg

Satz und Gestaltung: Satz & mehr, R. Günl, Besigheim

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

ISBN: 978-3-8062-2424-5

ISBN PDF: 978-3-8062-2481-8

Besuchen Sie uns im Internet: [www.theiss.de](http://www.theiss.de)

# INHALT

<b>Teil I: Mythos</b> .....	7
Wer sind „die Indianer“? .....	7
Die Indianer in der Populärkultur .....	13
Winnetou im deutschen Sprachraum .....	20
<b>Teil II: Geschichte der Indianer Nordamerikas</b> .....	24
Paläo-Indianer und die archaische Periode .....	24
<i>Frühe Indianerkulturen</i> .....	27
Die Kulturreale der nordamerikanischen Indianer .....	31
Erstkontakt mit den spanischen Konquistadoren .....	35
<i>Die Pueblo-Indianer</i> .....	39
Erstkontakte an der Atlantikküste .....	42
Zusammenprall der Kulturen .....	47
Pequotkrieg .....	52
<i>Die Waldland-Indianer</i> .....	57
King Philipp War .....	60
French and Indian War .....	63
Der Pontiac-Aufstand .....	65
Erstkontakte der westlichen Indianer .....	69
Tecumsehs Traum von einer Konföderation .....	74
Der Pelzhandel .....	77
<i>Verbündete im Westen</i> .....	82
Die „Fünf Zivilisierten Stämme“ .....	86
Der Pfad der Tränen .....	88
Black Hawk War .....	92
Dakota War of 1862 .....	95
Der lange Marsch der Navajo .....	103
Der Widerstand der Sioux .....	107
<i>Prärie-Indianer</i> .....	113

Das Reitervolk der Komantschen .....	117
Der Aufstand der Nez Percé .....	121
Der Guerillakrieg der Apatschen .....	126
<i>Indianerstämme im Südwesten</i> .....	131
Das Massaker von Wounded Knee .....	135
Das Ende des Indian Territory .....	140
<b>Teil III: Kultur und Lebensweise</b> .....	143
Das Leben auf der Prärie .....	143
Pueblos und andere Behausungen .....	146
Religion und Spiritualität .....	150
Rituale .....	153
Martern und Waffen .....	156
Häuptlinge und Medizinmänner .....	158
Rollenverteilung und Familien .....	161
<b>Teil IV: Gegenwart und Zukunft</b> .....	165
Reservationen und „Indianerpolitik“ .....	165
Das „American Indian Movement“ .....	172
Das neue Selbstbewusstsein .....	175
<b>Anhang</b> .....	178
Zeittafel .....	178
Literatur .....	179

# TEIL I MYTHOS

## Wer sind „die Indianer“?

Spricht man von den Indianern Nordamerikas, so sehen wir vor dem inneren Auge einen stolzen Krieger der Komantschen, der Cheyenne, der Apatschen oder der Sioux, hoch zu Ross auf einem edlen Pferd aus eigener Züchtung. Der Schweif des Pferdes weht im Präriewind genauso wie der Kopfschmuck des Indianers aus Adlerfedern. In der Hand hält er entweder ein Gewehr, eine indianische Kriegslanze oder ein Tomahawk, auf dem Rücken trägt er einen Köcher mit Pfeilen und einen Bogen. Denken wir weiter über diesen Indianer nach, so stellen wir uns vor, dass er in einem Dorf mit vielen Tipis lebt, mit seinen Brüdern und Verbündeten die Friedenspfeife raucht, im Kampf Kriegsbemalung trägt, die wilden Flüsse Nordamerikas mit einem Kanu hinunterfährt und seine Feinde am Marterpfahl foltert.

Solche Bilder und Vorstellungen haben wir aus Filmen, Fernsehserien, Büchern und Comics. Die Indianer Nordamerikas beschäftigen die Menschen in Amerika und Europa seit langem, sie regten deren Fantasie an, belebten die Populärkultur und bescherten uns so viele heroische, traurige und interessante Geschichten. Doch wie waren die Indianer Nordamerikas wirklich? Wie haben sie gelebt, wie verlief ihre Geschichte? Meist wird über die Indianer aus der Perspektive der Weißen

erzählt, da letztere die Geschichten überliefern und die Indianer selbst bis weit ins 19. Jahrhundert hinein keine schriftlichen Aufzeichnungen machten.

Dazu kommt, dass die Indianer – anders als vielfach angenommen – niemals ein einheitliches Volk mit einer gemeinsamen Geschichte waren. Die Indianer sind genauso unterschiedlich, wie die Europäer, Asiaten oder Afrikaner es sind. Auch auf dem nordamerikanischen Kontinent lebten verschiedene Völker mit unterschiedlichen Sprachen und Lebensweisen. Ein Lakota wird immer von der Geschichte der Lakota erzählen, ein Apatsche von jener der Apatschen. Von einer gemeinsamen Geschichte der Indianer sprechen nur die wenigsten, weil diejenigen Menschen, die wir auf Deutsch als Indianer bezeichnen, sich selbst nicht als ein einheitliches Volk mit einer gemeinsamen Geschichte verstehen.

Wenn man die Geschichte der Indianer Nordamerikas betrachtet, muss man sich bewusst machen, dass dies die Geschichte von vielen Völkern und Stämmen ist, über die wir heute mehr oder weniger wissen. Insofern ist sie beispielsweise nicht vergleichbar mit der Nationalgeschichte einer europäischen Nation.

Überhaupt wird die Bezeichnung *Indianer* heute eher problematisch gesehen, da sie eine Fremdbezeichnung ist und darüber hinaus etwas umschreibt, was von denen, die damit gemeint sind, so nicht wahrgenommen wird. Doch während der englische Ausdruck *indians* heute nicht mehr als politisch korrekt eingestuft wird, ist zwar das verwandte deutsche Wort Indianer unglücklich, aber nicht negativ oder gar rassistisch konnotiert. Im Gegenteil: Im deutschen Sprachraum werden mit dem Begriff überaus positive Eigenschaften wie Respekt, Edelmut, Tapferkeit und Naturliebe verbunden. Neben dem Begriff Indianer gibt es im Deutschen keine wirklich treffende Bezeichnung

für die Ureinwohner Nordamerikas. Es ist daher wichtig, die Entstehungsgeschichte der unterschiedlichen Bezeichnungen und ihre jeweilige Konnotation näher zu betrachten.

Als Christoph Kolumbus 1492 in Amerika landete, hatte er eigentlich beabsichtigt, einen neuen Seeweg über den Atlantik nach Indien zu entdecken. Den neuen, fremden Boden, den er nach seiner Überfahrt betrat, betrachtete er daher wie selbstverständlich als Indien. Es gilt als wahrscheinlich, dass Kolumbus bis zu seinem Tod glaubte, wirklich in Indien gelandet zu sein. Die Menschen, auf die er in der neuen Welt traf, nannte er spanisch *indios*. Dieser Begriff ist wie das englische *indians* heute negativ belegt. Dies umso mehr, als sowohl im Englischen wie auch im Spanischen damit auch die Einwohner Indiens gemeint sind, wodurch sich sprachliche Missverständnisse ergeben. Der Begriff ist zudem eine Fremdbezeichnung, die sich die Menschen Nordamerikas nie selbst gegeben haben, und die viele – aber nicht alle Stämme – selbst auch nie verwenden würden.

Im Deutschen wird zwischen *Indern* und *Indianern* unterschieden, weil der Begriff für die Einwohner Nordamerikas erst später und nicht im direkten Kontakt mit ihnen entstanden ist. Der deutsche Begriff ist zwar eine Fremdbezeichnung, hat aber keinerlei rassistische Untertöne und wird auch nicht abwertend verwendet. Er bezeichnet lediglich aus deutscher Perspektive alle ursprünglichen Bewohner Nordamerikas – ohne die Menschen in der Arktis und Subarktis. Problematisch ist der Begriff *Indios*, der für die Ureinwohner Südamerikas verwendet wird, da dessen spanischer Ursprung als herabsetzend zu verstehen ist.

Die moderne Kultur- und Sozialwissenschaft hat Formulierungen wie *Native Americans*, *First Nations* oder *Indigenous Peoples of the Americas* eingeführt, die im Einzelfall natürlich auch unzutreffend sein können. Zudem wird durch Übersetzun-

gen ins Deutsche oder in andere Sprachen das Bemühen um eine angemessene Bezeichnung für die Indianer Nordamerikas eher komplizierter.

Wichtig bei der Verwendung des Begriffs Indianer bleibt, dass die vielen Stämme der *Native Americans* nicht als ein indianisches Volk oder als eine indianische Nation zu verstehen sind. Auch in der höchsten Bedrängnis im 19. Jahrhundert handelten sie nicht als eine Einheit. Ihre Vielfalt drückt sich vor allem darin aus, dass sie verschiedene Sprachen und Religionen besitzen und ihre Lebensweise immer an die jeweiligen, sehr unterschiedlichen klimatischen Verhältnisse Nordamerikas angepasst haben. Die einzelnen Stämme handelten miteinander, führten Kriege und schlossen Bündnisse. In ihrer Unterschiedlichkeit glichen sie durchaus den Europäern. Doch die frühen Europäer begriffen die Indianer als ein einheitliches Volk, was sich teilweise bis in unsere Zeit erhalten hat. In diesem Verständnis umfassen „die Indianer Nordamerikas“ all jene, die nördlich der amerikanisch-mexikanischen Grenze leben.

Ähnlich verhält es sich mit dem Begriff *Wilder Westen*. Der Wilde Westen war für die Indianer keine Wildnis, sondern ihr angestammter Lebensraum. Nur aus der Sicht der Weißen war dieser Teil Nordamerikas wild, unbesiedelt und gesetzlos. Er galt als unzivilisiert, obwohl dort seit Tausenden von Jahren die Indianer in Einklang mit der vermeintlichen Wildnis lebten. Als diese Wildnis im 19. Jahrhundert „zivilisiert“ wurde, bedeutete dies, dass die Stämme des Westens ihren Lebensraum, ihre Kultur und ihre Eigenständigkeit verloren wie die Stämme des Ostens durch die englischen Kolonien in den Jahrhunderten davor. Von den ehemals geschätzten zehn bis zwölf Millionen Indianern nördlich des Rio Grande waren Schätzungen zufolge am Ende des 19. Jahrhundert nur noch etwa

237 000 am Leben, wobei es zu den Zahlen unterschiedliche Quellen gibt und die Anzahl der übrig gebliebenen Indianer schwer zu erfassen ist.

Die indianische Kultur ging im Laufe des 19. Jahrhunderts beinahe zugrunde – sie zeigt erst jetzt, über hundert Jahre nach dem Ende der Indianerkriege, erste Anzeichen von Erholung. Bezeichneten sich im alle zehn Jahre durchgeführten Zensus der USA im Jahr 1900 nur noch 237 000 Amerikaner als Indianer, waren es 1960 bereits 523 000. Im Jahr 1990 waren es bereits über zwei Millionen, heute sind es geschätzte vier Millionen. Viele amerikanische Stars rühmen sich heute, indianische Vorfahren zu haben, unter anderen Cher, Johnny Depp, Tommy Lee Jones, Cameron Diaz und Chuck Norris. Dieser selbstbewusste öffentliche Umgang mit den eigenen Wurzeln bezeugt ein Umdenken und einen neuen Stellenwert der Indianer in der amerikanischen Gesellschaft.

Doch in der Vergangenheit sah das oft anders aus. Gerade zu Beginn der Entdeckung durch die Europäer, waren diese oft dem Irrglauben verfallen, dass es *eine* indianische Nation gab. Daraus folgerten viele, dass alle Indianer gleich in Sitte, Tradition, Kultur aber auch in Religion, Landwirtschaft und Rechtsprechungen seien. Tatsächlich konnten die einzelnen Stämme nicht unterschiedlicher sein. Es existieren viele indigene Sprachen, über deren Einteilung und Abgrenzung in der Wissenschaft Uneinigkeit herrscht. Die nordamerikanischen Indianer lassen sich angesichts ihrer Vielfalt am ehesten in Kulturregionen unterteilen, wenn man annimmt, dass die vorherrschenden Umweltbedingungen relativ homogene Kulturen geformt haben. Trotzdem unterschieden sich die Völker und Stämme auch innerhalb einer Kulturregion deutlich voneinander. Nach Arktis, Subarktis und Nordwestküste wird der Osten Nordamerikas in das Nordöstliche und das Südöstliche Waldland unter-

teilt. Die Kulturregionen im Westen sind die Plains, das Plateau, das Große Becken, Kalifornien und der Südwesten.

Auch Organisation und Lebensweise der *Native Americans* unterschieden sich erheblich. So gab es zu Beginn des 19. Jahrhunderts „demokratisch“ organisierte Stämme mit Ältestenrat, Stammesrat und Ratsfeuer, die sogenannten „Fünf zivilisierten Stämme“, doch ebenso monarchisch strukturierte Stämme. Manche lebten von der Jagd auf Meerestiere, andere waren Nomaden, wiederum andere betrieben Ackerbau und Handel.

Im Laufe der Jahrtausende bildeten sich aufgrund von Gemeinsamkeiten in der Lebensweise, gemeinsamen Traditionen und ähnlichen Dialekten oder Sprachen Stämme heraus. Viele Indianerstämme bestehen aus weiteren kleineren Einheiten, sogenannten Unterstämmen, die eigene Gesetze und eigene Führer hatten. In Kriegszeiten, bei der kulturell wichtigen Büffeljagd sowie bei religiösen Zeremonien und Festen fanden sich die Unterstämmen zusammen und bildeten eine große Stammesgemeinschaft.

Obwohl die Geschichte der Indianer Nordamerikas kaum oder nur schwer als solche darzustellen ist – weil sich die als Indianer bezeichneten nicht als ein einheitliches Volk verstanden –, aus europäischer Perspektive und für europäische Leser wird sie am greifbarsten an der Auseinandersetzung der Indianer mit den Europäern und später mit den Amerikanern, auch wenn damit ihrer Perspektive und Eigenständigkeit nicht vollständig Rechnung getragen wird. Hierfür fehlen den Historikern auch Quellen aus der Zeit vor dem ersten Kontakt mit den Europäern, so dass dieser Teil der Geschichte der Indianer lediglich archäologisch rekonstruiert werden kann. Bis weit ins 20. Jahrhundert hinein waren die Geschichtsschreiber und Erzähler stets Weiße, so dass auch hier die Perspektive der Indianer zu kurz kommt. Daher folgt das vorliegende Buch einerseits

der europäisch-amerikanischen Geschichtsschreibung, nimmt jedoch andererseits in den einzelnen Kapiteln auch die Perspektive der Indianer ein, um ihnen, ihrem Selbstverständnis und ihrer Lebensweise gerecht zu werden.

Letztlich mussten sich die indianischen Gesellschaften infolge des Vordringens der Europäer auf dem nordamerikanischen Kontinent verändern, um überhaupt überleben zu können. Doch dieser Wandel konnte unter dem Eroberungs- und Siedlungsdruck der Europäer nicht schnell genug vonstatten gehen. Eingeschleppte Krankheiten und die systematische Verdrängung führten schließlich zum Zusammenbruch der indianischen Kulturen, die ihre traditionelle Lebensweise nicht länger aufrechterhalten konnten. Erst die europäischen Eroberer schufen somit jene Indianer-Kulturen, die unser Bild der Indianer Nordamerikas bis heute prägen.

## Die Indianer in der Populärkultur

Im deutschen Sprachraum gibt es seit dem 19. Jahrhundert eine besondere Begeisterung für die Indianer Nordamerikas. Zur Zeit des Wilden Westens gab es viele Amerikareisende aus Deutschland – darunter Maximilian Prinz zu Wied (1782–1867), den Schweizer Maler Johann Carl Bodmer (1809–1893) oder auch Gottfried Duden. Sie alle berichteten in Wort oder Bild von der atemberaubend schönen Natur des Westens und seinen Einwohnern, den Indianern. Hinzu kamen die Briefe deutscher Auswanderer an die Daheimgebliebenen, in denen die deutschen Siedler teils befremdet, teils fasziniert von den Bewohnern ihrer neuen Heimat berichten. Das große Siedlungsunternehmen des Mainzer Adelsvereins in Texas



*Der Schweizer Maler Karl Bodmer (ganz rechts) und der deutsche Maximilian Prinz zu Wied (links daneben) reisen von 1832 bis 1834 durch den amerikanischen Westen und fertigen Gemälde und Berichte ihrer Reise an.*

brachte Deutsche in direkten Kontakt mit den Komantschen. Der Friedensvertrag zwischen beiden Gruppen ist der einzige Vertrag zwischen Indianern und Weißen, der nie gebrochen wurde.

Die Begeisterung für die Indianer wurde genährt, als seit den späten 1820er Jahren die „Lederstrumpf“-Romane von James Fenimore Cooper (1789–1851) erschienen und bald ins Deutsche übersetzt wurden. Ihr riesiger Erfolg zog weitere Romane und Erzählungen nach sich, deren Handlung ebenfalls in Nordamerika angesiedelt war und die sich auch mit den Indianern beschäftigten. Hier sind vor allem der Österreicher Karl Anton Postl, bekannt geworden als Charles Sealsfield (1793–1864), Friedrich Gerstäcker (1816–1872) und vor allen Karl May (1842–1912) zu nennen, die im 19. Jahrhundert unzählige

Werke herausbrachten, durch die das deutsche Lesepublikum den Wilden Westen Nordamerikas und seine Bewohner, die Indianer, näher kennen lernte – mehr oder weniger wirklichkeitsnah. Karl May trieb die Selbstvermarktung dabei auf die Spitze. Er präsentierte dem interessierten Publikum und Pressevertretern auf seinen Vorträgen Waffen und Schmuck der Indianer Nordamerikas, um zu „beweisen“, dass er wirklich dort gewesen war.

Maximilian Prinz zu Wied brachte Kostüme, Waffen, Kleidung und Alltagsgegenstände von seiner Amerika-Reise mit, so dass Interessierte in Deutschland Berührung mit dem Alltag der Indianer bekommen konnten. Heute befinden sich große Teile dieser Sammlung im Stuttgarter Lindenmuseum. Carl Bodmer, der den Prinzen auf seiner Reise begleitete, fertigte unterwegs zahlreiche Zeichnungen und Gemälde an, die weltbekannt sind und Einblick in das Leben und den Alltag der Prärie-Indianer liefern. Um 1900 sorgten sogenannte Völkerschauen für Begeisterung, für die auch Indianergruppen durch Deutschland reisten. Auch in „Buffalo Bill’s Wild West Show“, die zweimal durch Europa tourte und in beinahe jeder größeren deutschen Stadt gastierte, wirkten Indianer mit. Allerdings nahm Buffalo Bill vielfach jene Klischees vorweg, die später von der Filmindustrie transportiert wurden – sozusagen ein Frühform des Westerns.

Von den Büchern, Ausstellungen und Shows über den Wilden Westen begeistert, träumten Jugendliche und Erwachsene von den Indianern und ihrem Leben. Für viele war der edle Winnetou aus Karl Mays Feder der beste und tapferste Freund, den sie sich vorstellen konnten.

Vor allem in den Filmen war das Bild der Indianer ambivalent. Wild, furchtlos und häufig blutrünstig, bedrohten sie das Leben der braven Siedler, die ihnen friedliebend und aufrecht gegenüberstanden. Im direkten Kontakt mit den Siedlern behah-

men sich die Indianer fremdartig und teilweise unverständlich, sannnen auf Rache und waren stets Handlager der bösen, zumeist weißen Intriganten. In unzähligen Western mutierten die Indianer zudem zu Schießbudenfiguren für die weißen Helden. Um Spannung zu erzeugen, mussten Schauspieler als Indianer verkleidet und mit roter Farbe geschminkt meist völlig unmotiviert Postkutschen überfallen, die Forts der US-Armee belagern und unschuldige Töchter von armen Farmern entführen, um so dem Westernhelden Anlass für spannende Abenteuer, rasante Verfolgungsjagden und aufregende Kampfszenen zu geben. Am Ende siegte der Westernheld über die barbarischen Indianer. Solche Indianer werden häufig als grausam beschrieben. Sie quälen ihre Gefangenen am Marterpfahl und skalpieren ihre getöteten Feinde. Den Skalp behalten sie als Siegestrophäe. Hier werden Indianer nicht als zivilisierte Menschen beschrieben, sondern als wilde Barbaren. Sie schleichen lautlos wie Raubkatzen durch die Prärie, verständigen sich durch das Imitieren von Tierlauten und tragen Federschmuck. Zudem glauben sie an die heidnischen Kräfte eines Schamanen.

Doch das ist nur das eine Bild. Viele Leser und Filmbegeisterte mögen von ganz anderen Indianern geträumt haben, von „edlen Wilden“. Naturverbunden und friedfertig versuchen solche Figuren Konflikte zwischen Weißen und Indianern zu schlichten. Häufig werden diese hehren Absichten von eigensüchtigen Landspekulanten hintergangen. Bei der Aufklärung wird der „edle Wilde“ häufig von einem ebenso gutmeinenden weißen Westernhelden unterstützt, der die Brücke zwischen Wildnis und Zivilisation schlägt und zwischen US-Armee und einzelnen Indianerstämmen vermittelt. Er ist es auch, der dem Leser die Indianer gewissermaßen näherbringt.

Vor allem das Leben in Einklang mit der Natur sowie der Wille, für Frieden und Gerechtigkeit einzutreten, waren jahr-

zehntelang ein äußerst starkes Identifikationsmerkmal der Indianer. Dieses positive Bild des „edlen Wilden“ stellt ihn nicht nur gegen den „barbarischen Indianer“, sondern auch gegen den zivilisationskranken Weißen. In der Populärkultur werden diese Indianer stets als schön, edel und exotisch beschrieben. Sie lebten ohne Zivilisation und absolut frei in der Natur, waren unverdorben und konnten über sich selbst bestimmen. Auch damit standen sie in krassem Gegensatz zu den Europäern, denn diese Indianer mussten sich keiner Autorität beugen, keinem Fürsten dienen und blieben ganz und gar Naturmensch.

Beide Darstellungen der Indianer sind Stereotype, welche die Populärkultur des 20. Jahrhunderts hervorgebracht hat, leben von Klischees und Vorurteilen gegenüber den Indianern und sind fern der Realität. Die Wurzeln für diese Stereotype liegen bereits im 19. Jahrhundert, als viele amerikanische und europäische Siedler in den Westen des nordamerikanischen Kontinents zogen, um sich dort anzusiedeln. Unter ihnen waren Journalisten und Reiseschriftsteller, die von ihren Abenteuern mit den fremdartigen Indianern berichteten, aber auch einfache Siedler berichteten in Briefe nachhause von ihren ersten Begegnungen mit einem „echten“ Indianer. Nicht selten waren diese Darstellungen stark übertrieben und dienten vor allem dazu, die Zurückgebliebenen zu beeindrucken. Ablehnung ging dabei oft mit Faszination einher.

Von besonderer Bedeutung für das Indianerbild vieler Europäer waren die zahlreichen Hollywood-Western. Es gab sie praktisch vom Beginn der Filmgeschichte an. In der Stummfilmzeit schlüpfen dabei meist weiße Schauspieler in Indianerkostüme und wurden theatralisch geschminkt. Diese Filme erzählten zumeist Geschichten aus der Perspektive der Weißen, so dass die Indianer nur als Handlanger des Bösen einen Platz auf der Leinwand fanden. Mit der Einführung des Tonfilms 1927

änderte sich das nicht, im Gegenteil: Weitere Klischees und Verhaltensstereotype wurden hinzugefügt. Es entstand das Bild des wortkargen Indianers, der dafür übertrieben gestikuliert. Zudem erfanden einige Filmemacher den „Hollywood Indian Dialect“, in dem sie die Dialoge der Schauspieler während des Drehs aufnahmen und später rückwärts absputen. Auch das Trommelsignal als Angriffszeichen, das nachgemachte Heulen eines Coyoten zur Verständigung und das typische Gejohle der Indianer beim Angriff wurden in Hollywoods Traumfabrik entwickelt. Bis in die 1960er Jahre war der Indianerwestern – Filme mit einer Handlung aus indianischer Perspektive – eine absolute Seltenheit. Mit der aufkommenden Bürgerrechtsbewegung produzierten die US-Filmstudios vermehrt Filme, die das Schicksal und den Untergang der indianischen Kultur thematisierten, während zuvor meist die Besiedlung des Kontinents als Erfolgsgeschichte der Amerikaner dargestellt worden war.

Besonders erwähnenswert in diesem Zusammenhang sind die Indianerfilme der DEFA, welche die Besiedlung des Westens durch die amerikanischen und europäischen Siedler als Landraub darstellen. Das ging mit der allgemeinen öffentlichen Sensibilisierung für die Belange und Rechte der *Native Americans* in Kultur und Politik einher. Die DEFA-Indianerfilme mögen zwar aus der Perspektive der Indianer erzählt sein, dennoch waren und sind sie auch politische Filme, da sie von der DDR-Regierung in Auftrag gegeben wurden, um den Klassenfeind, die Vereinigten Staaten, als kapitalistischen Landräuber zu denunzieren. Insofern wurden die Indianer für den Klassenkampf instrumentalisiert.

Seit den 1980er Jahren arbeiten Forschung, Politik und Unterhaltungsindustrie an einem neuen, wirklichkeitsnahen Indianer-Bild. Wissenschaftliche Studien, Konferenzen, Ausstellungen, Bildbände, Dokumentarfilme und TV-Serien versuchen die



*Die fiktiven Figuren Winnetou und Old Shatterhand wurden durch die Bücher Karl Mays weit über den deutschen Sprachraum hinaus zu berühmten und beliebten „Westernhelden“.*

historische Wirklichkeit hinter dem Mythos herauszuarbeiten und die Lebensweise der Indianer authentisch darzustellen. Damit entstand ein differenzierteres und vielschichtigeres Bild der Indianer Nordamerikas und ihrer Kultur.

Der Blick auf die Indianer Nordamerikas ist mittlerweile oft positiv verklärt, und es besteht die Gefahr, dass alte Vorurteile durch neue Klischees ersetzt werden. Es ist aufgrund der Vielgestaltigkeit der indianischen Kulturen weiterhin schwer, ein differenziertes Bild zu zeichnen. Latentes Mitleid mit den Indianern angesichts ihrer tragischen Geschichte erschwert dieses Vorhaben zusätzlich.